

Bücher Rundschau

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **23 (1943-1944)**

Heft 9-10

PDF erstellt am: **05.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Auf die Gefahr hin, für einen frivolen, seiner Zeit unwürdigen Ästheten gehalten zu werden, möchten wir die Behauptung wagen, das wichtigste Theatererlebnis, das man heute in Zürich haben könne, seien die Marionetten. Sie sind wiedergekommen, unentmutigt durch den für unsere Stadt höchst blamablen Mißerfolg des letzten Jahrs und haben ein stilgerechtes Heim an der Stadelhoferstraße gefunden. Hoffentlich für lange. Auf dem Programm stehen außer dem schon bekannten Krippenspiel und dem letzten Jahr zu wenig zur Geltung gekommenen, ganz bezaubernden „Abu Hassis“ ein „Kalif Storch“, ein Schäferspiel von Glück „Die Maienkönigin“ und eine kleine Oper von Poldini „Prinzessin und Vagabund“. Wir sahen die beiden letzteren mit großem Entzücken. Nicht als ob uns die Wahl der Stücke ebenso überzeugt hätte wie die letztjährige. Glücks Musik ist auch im Schäferspiel noch irgendwo heroisch, von einer herrlich körperlichen Fülle und geht über den Marionettenmaßstab hinaus. Man hört ihr zu, beglückt auch von der reinen, kraftvollen Wiedergabe und schaut auf die Bühne, wo die Marionettenwelt Eduard Gunzingers sich zierlich bewegt. Aber die beiden Eindrücke verschmelzen nicht. Die Oper Poldinis eignet sich hingegen gerade durch die eher geringe Eigenständigkeit ihrer Erfindung zur Opernperiflage und kommt so einer der Möglichkeiten des Marionettengeistes bereitwillig entgegen. Hier schien uns nur der Hansjoggel zürcherischen Geblüts etwas grob verwendet. Die Figur des Narren ist etwas vom Schwierigsten nach Erfindung wie Darstellung. Gelingt sie nicht, so ist sie unerträglich. Sollte man die Figur etwa der Kinder wegen eingefügt haben, so wäre sie vollends ein Fehlgriff. Kinder sind nur auf Witze aus, wenn sie von den Erwachsenen dazu abgerichtet worden sind. Ihr Spielen ist der höchste Ernst. Und es steckte in diesem kleinen Operchen genug durch sich selbst lebender Wit. Ausgestattet wurde es von Otto Morach, der nach eigener Stilisierung suchte, dabei aber doch etwas zu großformatig gedacht zu haben scheint. Diese Ausstellungen sind aber klein, gemessen an der Summe der Freuden, die die Marionetten auch dieses Jahr bringen. Es gibt nicht leicht eine Kunstform, die so sehr der mitschaffenden Phantasie des Zuschauers bedarf und sie im Augenblick, da sie sie anfordert, auch erweckt. Man sagt, in jedem Kinde stecke ein Stück vom Künstler. Dieses Kind werden wir wieder vor den Marionetten. Die Kinder selber aber finden in ihnen ihre eigenste Welt, in der der Geist es verschmäht, die Natur zu kränken. Wären wir Diktator von Zürich, so erhielte jeder Stadtkreis seine ständigen Marionetten und die Kinder würden hingeschickt so regelmäßig wie ins Hallenbad und zur „Laustante“. Der Erfolg wäre nicht minder eindeutig.

Elisabeth Brock-Sulzer.

Bücher Rundschau

Um die Mittelmeerfrage.

Man geht wohl kaum fehl, wenn man die Mittelmeerfrage als das älteste weltpolitische Problem bezeichnet. Seitdem es die Phönizier mit ihren Handelsniederlassungen umsäumten, wurde um die Herrschaft über das Mittelmeer gerungen. Für die Alten war es das Meer in der Mitte der Länder, das *Mare Mediterraneum* schlechthin; die dauernde Lösung der Mittelmeerfrage schien erreicht, als die römische Militärmacht alle Randgebiete ringsherum in Besitz genommen hatte. Selbst der *Pax Romana* blieb jedoch der Tausendjahrbestand versagt, und nie seither kam das Mittelmeerproblem je wieder seiner Lösung so nahe. Wohl aber gab es Zeiten, wo die Gegensätze mit der Stärke der Interessen abflauten. Schließlich brachten es die großen Entdeckungen um die Wende des 15. zum 16. Jahrhundert mit sich, daß das Schwergewicht des weltpolitischen Geschehens sich auf den Atlantik ver-

lagerte, während es sich bisher zwischen dem Mittelmeer und dem europäischen Festland hin- und her verschoben hatte; das Mittelmeer verlor vollends seine mediterrane Lage und spielte die bescheidene Rolle eines binnenländischen Nebenmeers. Erst die Durchstechung der Landenge von Suez 1869 verlieh ihm erneut eine wirkliche weltpolitische Bedeutung; das konnte jedoch nur geschehen im Zusammenhang mit der Entstehung einer eigentlichen Weltwirtschaft, wie sie sich im Rahmen der modernen wirtschaftlichen Revolution vollzog. Infolgedessen präsentiert sich heute das Mittelmeer als ein besonders wertvolles Glied einer Kette wichtiger Meeresspassagen vom Panamakanal über die Enge von Gibraltar, den Suezkanal, das Rote Meer, die Straße Bab-el-Mandeb bis zu den Durchgängen von Malakka und Makassar. Die Beherrschung dieser Passagenkette bildet offensichtlich ein wesentliches strategisches, weil militär- und wirtschaftspolitisches Kriegsziel; nur wenn es der einen Kriegspartei gelingt, die Gesamtheit dieser Passagenkette in ihren Besitz zu bringen und zu behaupten, vermag sie im Sinn ihrer Vorstellungen einer dauerhaften politischen und wirtschaftlichen Weltordnung den Frieden zu diktieren¹⁾.

So weit ist die Entscheidung im zweiten Weltkrieg noch nicht gefallen. Auf dem pazifischen Kriegsschauplatz haben die Angelsachsen die Meerengen von Malakka und Makassar an die Japaner verloren, und die Frage, ob ihnen die Wiedereroberung gelingt, wartet noch der Beantwortung durch die Ereignisse. Wohl aber läßt sich bestimmt feststellen, daß die Mittelmeerfrage für einmal mehr zugunsten Großbritanniens und der Angelsachsen, diesmal zuungunsten Italiens und der Achse militärisch entschieden ist; die politische Entscheidung, die im Rahmen der kommenden Friedensschlüsse zu erfolgen hat, darf keine einseitige, sondern muß eine allseitige, großzügige sein, wenn man sie zu einer wirklichen Lösung der Mittelmeerfrage auf längere Zeit gestalten will.

Außerdem ist die Mittelmeerfrage von heute nicht nur durch einen britisch-italienischen, sondern durch einen britisch-russischen Gegensatz von alter Herkunft bestimmt. Eine neue Umlagerung im Mittelmeerproblem kündigt sich ferner erst an: Die erstarkende Türkei zeigt sich willens, ein maßgebendes Wort mitzusprechen, und die arabische Bewegung scheint auf einen bevorstehenden Zusammenschluß der Araber in irgendeiner Form hinzudeuten. Die leztthin erfolgten Vorschläge der irakischen Regierung leiteten soeben eine neue Phase in dieser Entwicklung ein. Will sich das Schwergewicht des Ringens um das Mittelmeerproblem ins Ostbecken verlegen?

In diesen Zusammenhang reihen sich als jüngste Glieder einer umfangreichen Literatur drei deutsche Publikationen ein, die im Folgenden zur Besprechung gelangen sollen.

Hans Lindemann, „Der Islam im Aufbruch, in Abwehr und Angriff“ (Brandstetter, Leipzig) gibt durch seine Themaformulierung einer bestimmten Lehrmeinung prägnanten Ausdruck. Zu weit wagt er sich allerdings vor, wenn er den Nachweis führen will, daß der Islam und der Nationalsozialismus sowohl in ihrer geschichtlichen Entwicklung wie in ihren Anschauungen und Grundsätzen mannigfache Parallelen und analoge Erscheinungen aufzuweisen haben. Im Verlauf seiner — leider ungegliederten, daher schwer zu übersehenden — Schilderung sucht er außerdem aufzuzeigen, wie besonders in Afrika, in Ost- und Südostasien der Islam in erfolgreichen Wettbewerb mit dem Christentum getreten ist. Da seine Studie trotz der historischen Anlage vorab einer politischen Tendenz folgt, liegt ihr Wert speziell in dem reichen und interessanten Material, welches der Verfasser ausbreitet; allerdings scheint er sich diesbezüglich stark auf P. Schmitz, *All-Islam*²⁾, und Reichardt, *Der Islam vor den Toren*, zu stützen.

¹⁾ Wer den säkularen Kampf um das Mittelmeer in seinen Grundlinien kennen will, liest mit großem Gewinn nicht nur das im Juni-Heft 1941 besprochene Buch von Ulrich von Hassell, *Das Drama des Mittelalters* (Reinshagen, Berlin 1940), sondern auch *Hildebrandt, Der Kampf ums Mittelmeer* (Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart 1940) und *Margret Boveri, Das Weltgeschehen am Mittelmeer* (Atlantis-Verlag, Zürich 1936). Das erstere Werk ist ausgesprochen historisch, das lezttere mehr gegenwartspolitisch gehalten. Beide lesen sich leicht und fesselnd.

²⁾ Siehe Besprechung August-Heft 1938.

Als historisch-politische Studien mit deutlicher Überbetonung des letzteren müssen wir auch zwei Büchlein von Reinhard Hüber werten. Im einen, „Der Suezkanal einst und heute“ (Junker & Dünnhaupt, Berlin, in „Schriften für Politik und Auslandskunde, Heft 75) schildert er zuerst die Geschichte der Suezkanalidee, dann des jetzt bestehenden Kanals und der Suezkanalgesellschaft und würdigt die weltpolitische Bedeutung des Kanals. Da er seine Studie bereits während des zweiten Weltkrieges schrieb, dürfen wir uns nicht wundern, daß er sowohl hier als in der zweiten Studie, „Die Bagdadbahn“ (ibid, 1943), seine Britenfeindschaft offen an den Tag legt. Anerkennt er auch die wirtschaftlichen und kulturellen Leistungen der britischen Kolonisatoren bei manchen Gelegenheiten, so verzerrt sich sein Bild ins Unwissenschaftliche durch die Häufung des Negativen und durch seine Beschränkung auf die Briten, wo entsprechende Vorwürfe ebenso gut andern früher oder gegenwärtig kolonisierenden Völkern gemacht werden dürften. Hüber will kein neues Kompendium schaffen, sondern folgt eben einfach der Absicht, „unter den heutigen Gesichtspunkten noch einmal den markantesten technischen, wirtschaftlichen und politischen Erscheinungen dieses großen Bahnbaues nachzugehen“. Die politische Hauptlinie seiner Darstellung besteht in dem forcierten Versuch des Nachweises, daß der deutsche Eisenbahnbau keine fremden Interessen verletzte, während ihm die Absichten der Briten stets als ausschließlich eigennützig erscheinen.

Das Gemeinsame aller drei Schriften besteht darin, daß sie für die Mittelmeerpolitik der Achse im Gegensatz zu derjenigen Großbritanniens werben wollen. Ob Großbritannien seinen jetzigen Sieg im Kampf um das Mittelmeer, sofern ihn der weitere Kriegsverlauf bestätigt, zu vollem Dauerwert ausgestalten kann, wird nicht am wenigsten davon abhängen, ob es in kluger Verständigungspolitik mit dem erwachten Arabertum und der neuen Türkei ins Reine zu kommen vermag. Der Kampf um das Mittelmeer zwischen Großbritannien und der Achse scheint entschieden, die ewige Mittelmeerfrage besteht fort.

Otto Weiß.

Probleme des Unbewußten¹⁾.

Die vorliegende Arbeit zeugt in ihrer sauberen Wissenschaftlichkeit von jenem besten philosophischen Geiste, dem es im Bewußtsein seiner eigenen Grenzen allein um die Wahrheitsuche zu tun ist, der von vorneherein auf alle Vorbeeren spekulativer Konstruktion verzichtet und es sich im Gegenteil zur Aufgabe macht, die, das echte wissenschaftliche Arbeiten wie jede echte menschliche Gemeinschaft sabotierenden Übergriffe einer autonom herrschenden spekulativen Vernunft kritisch zu durchleuchten. Der stark der phänomenologischen Schule verpflichtete Verfasser sucht einen Weg zu weisen zur Überwindung der Krise der modernen Psychologie, indem er am zentralen Begriff des Unbewußten aufzudecken bestrebt ist, wie diese Krise nicht durch die seit jeher bestehende Vielfalt der Psychologien, sondern durch die diesen Psychologien selbst unbewußten dogmatischen Voraussetzungen bedingt wird. Das Buch ist eine, von großem historischem Wissen getragene Interpretation des Satzes Jacob Burckhardts, daß „die Einzelwissenschaften oft gar nicht wissen, durch welche Fäden sie von den Gedanken der großen Philosophen abhängen“.

Es ist allerdings nichts wünschenswerter, als daß sich die, sich um eine Bewußtwerdung des Menschen mühenden modernen Psychologen des Unbewußten der unbewußten Bindungen ihrer eigenen Gedankengänge und Heilmethoden an die großen Ströme der Geistesgeschichte — bewußt werden. Mit diesem Prozeß der Bewußtwerdung, der in der heutigen, einer Diktatur des Irrationalen verfallenen Zeit, wohl das dringendste Anliegen der menschlichen Gesellschaft sein dürfte, ist nun aber keineswegs eine wertende Tendenz vermengt. Damit, daß Brinkmann etwa den romantischen Charakter von C. G. Jungs Begriff des „kollektiven Unbewußten“ aufweist, ist dieser Begriff nicht „gerichtet“ — denn wie tiefe Einsichten in die menschliche Seele vermochte uns gerade die mit einer ungemeinen Einfühlungsgabe für alles Seelische begnadete Romantik zu schenken —, aber mit dieser Rückbindung scheinbar autonomer Begriffe und Gedanken an ihren historischen Mutterboden bietet der Philosoph dem Psychologen die Möglichkeit, sich selbst und

¹⁾ Donald Brinkmann: Probleme des Unbewußten. Rascher, Zürich 1943.

seine wissenschaftliche Lehre in das Ganze des modernen Denkgebäudes einzubauen, sich als ein Glied in der Kette zu verstehen, an der der Mensch sich aus den Urtiefen des Unbewußten in die klare Sicht des Bewußtseins emporrannt. Dadurch hilft der Philosoph dem Psychologen, in noch viel stärkerem Maße fruchtbar zu werden, indem er ihn vor dem Abirren in rationale Konstruktionen warnt und ihn beständig daran mahnt, sich seines Ursprunges bewußt zu bleiben — ihn so zur Bescheidung mahnend. Denn nichts befreit die Möglichkeiten des Menschen zur fruchtbaren Entscheidung so wie die zur Bescheidung führende Einsicht in das eigene Verantwortetsein anderen gegenüber. Was Brinkmann uns in seinem Buche letzten Endes bietet, ist eine Analyse der Psychoanalyse, bzw. ihres zentralen Begriffs des Unbewußten, auf dem Boden einer kritischen Philosophie. Damit wird nicht nur ein entscheidender Schritt getan zur Behebung der Krise der Psychologie, sondern auch die sich in ebender selben Krise windende Philosophie findet in solchen kritischen Untersuchungen wieder durch zu ihrer eigentlichen Aufgabe: Sucherin der Wahrheit in allen Erzeugnissen des menschlichen Geistes und im vollen Bewußtsein ihrer eigenen Grenzen zu sein.

„Die gegenwärtige Krise betrifft im Grunde nur die empirische Psychologie, die glaubt, mit dem Blick auf die Erfahrung, aus der gehäuften Einzelerfahrung heraus, induktiv ihre Probleme lösen zu können, ohne zu merken, daß ein vor aller positiven Erfahrung dogmatisch aufgestellter Begriff von möglicher Erfahrung und Erklärung fraglos vorausgesetzt wird, der die scheinbar erst induktiv zu gewinnenden Ergebnisse in allen wesentlichen Punkten schon in der Ausgangsfrage vorwegnimmt.“ Getreu dieser Deutung der Krise der Psychologie gelingt es nun dem Verfasser, vier Hauptbedeutungen aufzudecken, „die der Begriff des Unbewußten in der Geistesgeschichte seit der älteren Neuzeit angenommen hat“: das räumlich-materielle Unbewußte Descartes, das perzeptive Unbewußte der Leibniz-Wolffschen Schule, das apperzeptive Unbewußte Kants und Crusius' und das vitale Unbewußte der Hamann, Herder, Goethe usw. Bei Freud erscheinen dann „alle vier Stamm-begriffe des Unbewußten zu einer kaum entwirrbaren Legierung verschmolzen“, während bei C. G. Jung „der primär vitale Charakter des Unbewußten im romantischen Sinne ganz eindeutig zutage tritt“.

An der Psychologie ist es nun, diese philosophisch-kritische Kleinarbeit Brinkmanns fruchtbar werden zu lassen, indem sie sich bei ihren weiteren Arbeiten auf ihr eigenes Gebundensein an historische Mächte besinnt und dadurch frei wird von „irrigen Selbstinterpretationen“ zu vertieften Einblicken in die Geheimnisse der menschlichen Seele. So führt das Buch zu einer Klärung der Aufgaben und Räume von Philosophie und Psychologie und bereitet eine fruchtbare Zusammenarbeit im Schoße der Universitas vor, die bei der heute herrschenden Zersplitterung leider so notwendig ist. Freundschaftlich streckt hier der Philosoph dem Psychologen die Hand entgegen zur gemeinsamen Überwindung der allgemeinen Krise — möge sie der Psychologe im selben Geiste ergreifen. Denn, wie es schon Karl Jaspers so richtig sah: „Nicht Wissenschaft für sich, der Mensch selbst in ihr ist in einer Krisis“.

U r n o l d R ü n z l i.

Neue Kunstbücher.

Holbeins Bilder zum „Hortulus animae“.

Dr. Hans Roegler, der ehemalige Betreuer des Basler Kupferstich-Kabinetts, hat sich während vieler Jahre mit den Schätzen der herrlichen Basler Sammlung beschäftigt. Er hat auf diesem Gebiete aufschlußreiche Arbeiten über Urs Graf, Niklaus Manuel und Holbein veröffentlicht. Heute faßt er seine Studien über das Gebetbuch zusammen, für das Holbein die begleitenden Kompositionen entworfen hat, das aber nicht zu dessen Lebzeiten erschien¹⁾.

Am Oberrhein sind mehrere „Hortulus animae“ vor demjenigen Hans Holbeins entstanden. Albrecht Dürer, Hans Baldung Grien, Urs Graf, Ambrosius Holbein und andere haben solche „Seelengärtlein“ mit Motiven versehen, die aber alle in der Holzschnitt-Technik erschienen sind.

¹⁾ Hans Holbein d. J. Die Bilder zum Gebetbuch „Hortulus animae“. Beschrieben von Hans Roegler. Schwabe, Basel 1943.

In einem Vorbericht behandelt der Verfasser diese Gebetbücher. Die angestellten Vergleiche führen zur Feststellung, daß das Kleinformat zur Ausschmückung solcher Schriften üblich war und daß sich daher der von Holbein gewählte Metallschnitt für die Wirkung derartig winziger Bildchen besser eignete als der Holzschnitt. Im Ferneren ergibt sich aus diesen Vergleichen die Folgerung, daß die nunmehr von Koegler aufgefundenen Darstellungen, einige verschollene Exemplare ausgenommen, sämtliche für die Ausschmückung dieses Gebetbuches von Holbein entworfenen Motive umfassen.

Koegler untersucht darauf die Holbeinschen Kompositionen auf Grund ihres Stiles. Er unterscheidet eine frühere Gruppe, von denen einzelne Nummern die Bezeichnung J. F. tragen. Diese Anfangsbuchstaben weisen auf den, für Holbein vielbeschäftigten lothringischen Formschneider Johann Faber hin. Eine zweite Gruppe ist durch das Monogramm C. V. gekennzeichnet, dessen Träger bisher nicht festgestellt werden konnte. Die erste Folge hat mehr erzählerischen, stimmungsvollen Charakter, während die zweite statuarische Haltung und Neigung zu leidenschaftlichem Ausdruck aufweist. Die beiden Gruppen folgen sich zeitlich. Ihre Entstehung fällt in die Jahre 1522/23, d. h. in die Zeit, während welcher der junge Holbein in voller Entfaltung seiner Kräfte stand.

Der Verfasser berichtet dann, wie er die Darstellungen Holbeins aufgefunden hat. Ausgangspunkt war ein Probestblatt der Basler Sammlung, das aus dem Amerbachschen Kabinett stammt und im dortigen Inventar als von Holbein herkommend bezeichnet war. Ein wichtiger Fund war, neben dem Vorkommen einzelner Illustrationen Holbeins in Lyoner Bibeln, eine bei Fresson in Lyon 1546 erschienene Ausgabe des „Hortulus animae“ in der Staatsbibliothek München. Im Jahre 1936 entdeckte Koegler ein zweites, anders geartetes Exemplar in der Thurgauischen Kantonsbibliothek Frauenfeld. Koegler erläutert die Verschiedenheiten dieser Fassungen und bespricht zudem eine deutsche Ausgabe, die in Freiburg i/Br. 1553 gedruckt wurde. Die Zuweisung der in allen diesen Ausgaben vorkommenden Illustrationen an Holbein wird wissenschaftlich begründet.

Da in Basel zur Zeit der Herstellung dieser Bilder Reformationsgedanken aufstauten, verblaßte der Heiligenkult. Es ist somit erklärlich, daß das Werk damals nicht erscheinen konnte und erst nach dem Tode Holbeins im katholischen Lyon eine erste Auflage erlebte.

Ein Kapitel ist der Stellung gewidmet, die Holbein damals im Rahmen der oberrheinischen Kunst behauptete. Gegenüber Dürer, welcher den Einfluß italienischer Renaissance aufnahm, ohne seine ihm innewohnende germanische Wesensart aufzugeben, im Gegensatz zu Grünewald und Baldung Grün, die beide einen „wilden Willen zur Handlung verraten, darauf eine leidenschaftliche Gefühlstärke, zuletzt ein Übermaß von Aufregung“, erscheint Holbein als der Gemäßigte, welcher sich der aus Italien herkommenden „Bildung“ anpaßt und Sinn für Ausgeglichenheit an den Tag legt. Die volkstümlichen und stimmungsmäßig geschaffenen Werke des Künstlers sind seltener als seine, auf dekorative Wirkung ausgehenden Arbeiten, in denen mehr der Schöpfer vollkommener Formschönheit auftritt als der Gefühlsmensch. Deshalb ist dieses kleine Gebetbuch, mit seinem naiven Erzählungsstoff für die Kenntnis der seelischen Haltung Holbeins aufschlußreicher als viele berühmte groß angelegte Meisterwerke.

Der Verfasser läßt hernach eine eingehende Behandlung aller Holbeinschen Gebetbuchillustrationen folgen. Jedes Bild wird genau beschrieben und kunstwissenschaftlich untersucht, wobei wertvolle Hinweise auf andere, verwandte Darstellungen des Künstlers und einiger Zeitgenossen gegeben werden.

An den Text reihen sich zweiundsiebzig naturgetreue Abbildungen der Holbeinschen Darstellungen an. Der Verfasser hat auf einen Neudruck des ganzen Buches verzichtet, weil dasselbe erst nach dem Tode Holbeins erschienen ist und das Auge Holbeins daher nie auf dasselbe geruht hat. Er gibt immerhin als Beispiel eine Originalseite mit dem Sebastian wieder. Da müssen wir bekennen, daß dieses Bild seine dekorative Bedeutung erst recht im Rahmen des begleitenden Textes gewinnt, während es, von seiner natürlichen Umgebung losgerissen, unmotiviert im Raume schwebt. Zugegeben, das Werk sei so vorzüglich, daß es keinen Rahmen brauche, um seine Schönheit hervorzuheben, so ist doch der Gedanke nicht zu umgehen, daß Holbein diese Motive als Textillustrationen auffaßte und daß sie somit im gedruckt-

ten Text ihre natürliche Umgebung fanden. Zur Analyse genügen die losgetrennten *Specimina*, die noch durch zweiunddreißig Vergrößerungen erläutert werden. Allerdings muß auch hier gesagt werden, daß die Vergrößerung einer Originalgraphik das Verhältnis der ursprünglichen Formwerte zu einander verschiebt. In der Vergrößerung treten die hellen Flächen neben den dunkeln Linien zu stark hervor. So wird aus einer in sich abgewogenen Komposition ein weitmaschiges Bild, in welchem die Kontraste von Licht und Schatten abgestumpft werden. Dabei geht das ursprüngliche Relief verloren (siehe z. B. „St. Leonhard“ S. 50 und 103).

Diese formalen Auslegungen schmälern das Verdienst dieser Veröffentlichung nicht. Das Buch ist ein würdiges Denkmal, das von Basel aus durch einen der besten Kenner des Stoffes dem großen Meister gesetzt worden ist. Wer irgendwie das Bedürfnis empfindet, Holbein näher kennen zu lernen, der lese diese Schrift!

C. v. Mandach.

Französische Impressionisten²⁾.

Die monographischen Darstellungen Grabers runden sich zu einem umfassenden Gesamtbild der neueren französischen Kunst; der Verfasser versteht es, durch geschickt ausgeschnittene Textstellen fast ohne eigenen verbindenden Text den Leser mitten in das Ateliermilieu und Zeitmilieu des Künstlers hineinzustellen, und wenn auch die Auswahl des Zitierten notwendigerweise subjektiv ist, ergibt sich doch ein objektiveres Bild als aus einer Biographie romancée. Der als Persönlichkeit gewichtigste Künstler, den Graber diesmal zu Worte kommen läßt, ist Renoir: gewichtig durch die Qualität seiner Leistung und den umfassenden menschlichen Gehalt, den sie vertritt, während bei den drei anderen die Gefahr des Spezialistentums, die im Impressionismus und Neo-Impressionismus strenger Observanz lag, deutlich fühlbar wird. Auch Pissarro, Sisley und Monnet sind bedeutende Persönlichkeiten von jener Größe und Reinheit und glücklichen Ausgewogenheit des Charakters, die diese Generation der großen französischen Maler überhaupt auszeichnet, und deswegen geben auch ihre Bilder weit mehr als eine neuartige optische Erfassung des Natureindrucks und eine neuartige Technik seiner Fixierung, denen das Vordergrundinteresse der Maler galt. Sie stehen damit eigentlich im Zug der modernen Technisierung, denn wenn man vom Menschlichen abzieht, bedeutet die impressionistische Malweise wirklich nichts anderes als eine von kulturellen Malkonventionen und sogar von der herkömmlichen Begriffsbildung befreite Art zu sehen und eine wissenschaftlich begründete Technik, den Eindruck durch Nebeneinandersetzen reiner Grundfarben wiederzugeben. Weil die Maler, die diese Methode ausgearbeitet haben, bedeutende Persönlichkeiten waren, darum haben sie mit dieser Methode gute Bilder gemalt, die Methode allein ist aber ein Rezept wie ein anderes und mußte in den Händen schwächerer Nachfahren zur Routine entarten. Neben das technische Spezialistentum des Impressionismus traten dann die übrigen kubistischen, abstrakten und surrealistischen Spezialismen — auch sie halb wissenschaftliche Versuche zur Klarlegung einzelner psychologischer Zusammenhänge, die notwendigerweise nur auf Kosten der menschlichen Totalität möglich sind.

Es ist interessant, diese moderne Verzweigung der Kunst in exklusives Spezialistentum hier in ihren allerersten, sozusagen naiven Anfängen zu verfolgen und lehrreich, wie sich große Persönlichkeiten wie Renoir von allem Rezeptmäßigen bald wieder freimachen, um ihren eigenen Weg zu gehen und ihrem immer neuen Erstaunen über die Vollkommenheit der Welt, wie sie sich in der Landschaft, im Menschen, im Stilleben spiegelt, immer neuen Ausdruck zu geben auf eine offene, allgemein verständliche, nicht durch kleinliche technische Spezialismen und Kuriositäten eingeengte Art.

Peter Meyer.

²⁾ Hans Graber: „August Renoir, nach eigenen und fremden Zeugnissen“ und „Camille Pissarro, Alfred Sisley, Claude Monnet, nach eigenen und fremden Zeugnissen“. Beide Schwabe, Basel 1943.

Alfred Heinrich Pellegrini ³⁾.

In der großen Ausstellung zum sechzigsten Geburtstag von A. H. Pellegrini in Basel ist es jedem Besucher klar geworden, daß dieser Maler zu den wesentlichsten Persönlichkeiten der zeitgenössischen Kunst gehört, und zwar ebensosehr auf Grund der hohen Qualitäten seiner geglücktesten Werke, wie auf Grund dessen, was an manchen Arbeiten problematisch bleibt.

In einer Zeit, in der die meisten Künstler sich damit begnügen, Belangloses schön zu sagen, oder auf irgend eine aparte Manier zu sagen, wo sich ihr Interesse also auf das Technische der Aussage und nicht auf das richtet, was gesagt werden soll, wagt es Pellegrini, mit seiner Kunst für Ideen einzustehen. Seine Kunst ist somit eine idealistische Kunst — und dies in einer Zeit, in der eine Kunstschriftstellerei mit politischen Hintergedanken im Stil des Mühlestein-Georg Schmidischen Hodlerbuches das Außerste daran setzt, den Begriff des Idealismus als solchen in den Dreck zu treten, indem fragwürdige Randerscheinungen, die anständigerweise nur in Anführungszeichen als Idealismus bezeichnet werden dürften, als dafür charakteristisch hingestellt werden. Es braucht also Mut, sich demgegenüber so entschieden zu einer idealistischen Haltung zu bekennen, wie dies Pellegrini von jeher getan hat. Damit wäre freilich künstlerisch noch nicht viel gewonnen, wenn es beim Bekenntnis sein Bewenden hätte; was diesem erst Gewicht gibt, ist vielmehr die intensive Auseinandersetzung mit der stofflichen Realität, der dieser Maler nirgends aus dem Wege geht, um sich in ein verschwommenes Paradies zurückzuziehen, was allerdings ein Idealismus in Anführungszeichen wäre.

Auch dies ist ein Verdienst, daß Pellegrini die billige Pose des Bohémien und bildungsfeindlichen Naturburschen verschmäht, in der sich so viele Maler gefallen. Er steht bewußt zu einer bildungsmäßigen Überlieferung, wodurch seine Arbeit zweifellos kompliziert wird, aber sie bekommt dadurch ein unvergleichliches Gewicht, eine innere Legitimität, wie sie die wenigsten Malereien der Gegenwart haben. Pellegrini verdankt viel seinem Stuttgarter Lehrer Hölzel, dem Erneuerer der systematischen Bild- und Farbenkomposition, aber diese Bewußtheit in der Handhabung der kompositorischen Mittel hat ihn nicht gelähmt, auch ist sein heller Intellekt nicht in dem Gestrüpp jenes raunenden, dumpf-brütenden Tiefsinns stecken geblieben, in den andere Hölzel-Schüler gerieten. Der helle Gott Apoll spielt nicht umsonst im Werk Pellegrinis eine so große Rolle: es liegt wirklich ein apollinischer Zug in diesem Willen zur formalen und begrifflichen Klarheit, im schärfsten Gegensatz zu den unterweltlichen Zügen, die sich vor allem bei den surrealistischen Malern äußern.

Hinter Pellegrinis großen Kompositionen steht eine noch viel größere Reihe von Landschaften, Stilleben und Bildnissen. Diese, besonders auch die herrlichen Zeichnungen erfassen ihren Gegenstand mit so unmittelbarem Zugriff, daß diese Landschaften und Sträuße frisch wirken, als ob noch nie Ähnliches gemalt worden wäre.

Die Problematik einer betont idealistischen Malerei in materialistischer Zeit tritt natürlich an den großen Wandgemälden am stärksten in Erscheinung, weil hier der Anspruch auf öffentliche Wirkung erhoben wird, während die Tafelbilder schon als Gattung mehr eine private Äußerung sind. In diesen Wandgemälden, besonders denen der letzten Zeit an der Casino-Fassade in Basel und im Gartenkabinett des Kunstmuseums wird die geistige Forderung fast überlaut erhoben, aber selbst jene, die sich von der ungewohnten Zumutung an geistige Bemühung befremdet fühlen, werden vor diesen Wandbildern widerstrebend den unbedingten Willen zur Klarheit und die hohen Qualitäten der Komposition im Ganzen und ihrer formalen Durchführung im Einzelnen anerkennen müssen.

Das Buch gibt im Text und in seinen schönen Tafeln einen umfassenden Begriff von Pellegrinis Werk und Stellung in der Kunst seiner Zeit, vielleicht sind einzelne Formulierungen des Verfassers ein wenig ins Expressionistisch-Geistreiche zugespitzt, wie man es in den Zwanziger-Jahren liebte, das ändert nichts an der

³⁾ Walter Ueberwasser: A. H. Pellegrini. Schwabe, Basel 1943.

sachlichen Richtigkeit und der Weite der Gesichtspunkte, unter denen hier im Zusammenhang mit Pellegrini die Kunst der Gegenwart im allgemeinen gerteilt wird.
 Peter Meyer.

Theologische Werke.

Eine neue Lavater-Ausgabe.

Vor hundert Jahren wurde der erste Versuch einer Lavater-Edition gewagt; doch konnte es sich angesichts der fast unübersehbaren Fülle des Stoffes schon damals nur um eine Auswahl handeln. In acht Bändchen stellte Johann Caspar Drelli das von ihm für das Wertvollste Gehaltene zusammen. Darauf war seither angewiesen, wem keine Originalwerke des großen Zürchers zur Verfügung standen; aus dieser Sammlung hat man dann während Jahrzehnten gemeinhin den Bedarf nach Lavaterkost gedeckt.

Nachdem dieselbe längst vergriffen war, konnte es fraglich erscheinen und mußte es eher unwahrscheinlich vorkommen, ob neuerdings eine Ausgabe zu rechtfertigen sei und Leser finden würde. Da indes in jüngstvergangener Zeit durch eingehende Darstellungen — wir nennen vorab Paul Wernles glänzende Bearbeitung in seinem Schweizerischen Protestantismus des 18. Jahrhunderts — das Interesse für den vergessenen Beglaubten wieder geweckt wurde und sich wie eine Art Lavater-Renaissance angebahnt hat, wurde das Fehlen einer für Forschungszwecke wie für den allgemeinen Gebrauch brauchbaren Zusammenstellung des gewichtigsten Teiles des Lavaterschen Erbes wieder schmerzlicher empfunden, und man wird dem Basler Kirchenhistoriker Prof. Dr. Ernst Staehelin und dem Zwingli-Verlag in Zürich dankbar sein, daß sie es sich angelegen sein ließen, die Lücke auszufüllen und eine neue, in jeder Hinsicht prächtige Lavater-Ausgabe zur Stelle zu schaffen¹⁾.

Sie hat vor derjenigen Drellis zwei große Vorzüge. Erstens bietet sie die ausgewählten Lavater-Publikationen in chronologischer Anordnung und damit in besserer Übersichtlichkeit, ganz abgesehen davon, daß sie mancherlei dort Übergangenes und auch erst aus Manuskripten Hervorgegrabenes ans Licht zieht. Zweitens aber und vor allem bringt sie die in der Drellischen Edition fehlenden, für das Verständnis unerläßlichen Einleitungen, Erklärungen und Anmerkungen samt gründlichen Bibelstellen-, Personen-, Orts- und Sachregistern.

Die über die einzelnen Bände gesetzten Titel verraten die Fülle des Stoffes und zugleich die dem Wesen und Leben Lavaters innewohnende Dramatik. Im ersten, die Jahre 1747—1772 beschlagenden — „Die neue Kreatur in Christo“ — tritt die Frühentwicklung Lavaters und die Herausformung des besondern Typus seiner Frömmigkeit zu Tage, dabei seine entscheidende Entdeckung des Evangeliums als einer gegenwärtig wirkenden Wunderkraft; auch erhält man hier Proben jener Schweizerlieder, die den kaum dem Jünglingsalter erwachsenen Lavater mit einem Schlag berühmt gemacht haben. Der zweite Band, 1772—1779, — „Gott schuf den Menschen sich zum Bilde“ — gibt Kunde vom unheimlich geschäftigen Bemühen auf phhysiognomischem Gebiete, das Lavater aber keineswegs als abwegige Allotria, sondern vielmehr als eine besondere — allerdings reichlich gewagte — Art der Christusverkündigung verstanden wissen wollte; in diesem Zusammenhange wird auch der Verlauf seiner glühenden und schließlich so tragisch endenden Freundschaft mit Goethe aufgezeigt. Im dritten Band, 1779—1790 — „Sehet, welch ein Mensch“ — gewinnen wir Einblicke in Lavaters vielgestaltiges Christuszeugnis in Wort und Schrift, Prosaisches und Poetisches, Geistliches und Weltliches, Menschliches und Allzumenschliches; auch die Seitensprünge in das okkulte Gebiet des Magnetismus usw. werden nicht verschwiegen. Besonders aktuell mutet an, was im vierten Band, 1791—1801 — „Gerechtigkeit, Freiheit, Menschlichkeit“ — zusammengetragen ist; Lavaters ungeheuer mannhaftes und das Fehlbild vom sanftjäuselnden Pietisten zuschanden machendes Hervortreten im letzten Jahrzehnt seines Lebens, seine vor dem letzten Einjah nicht zurückschreckende Abrechnung mit den christusfeindlichen Ideologien der französischen Revolution; wüßte man von ihm nichts anderes als nur jene paar allerfeinsten Predigten oder „Das Wort eines freien Schweizers an die große

¹⁾ Ernst Staehelin: Johann Caspar Lavater. Ausgewählte Werke, Band 1—4. Zwingli-Verlag, Zürich 1943.

Nation“, so würde schon dies allein genügen, unsern Lavater den ganz großen Gestalten unserer vaterländischen Geschichte beizuzählen.

Jeden Band ziert ein farbiges Lavaterbild; auch sonst sind der Ausgabe, der wir recht viele Leser wünschen, wertvolle Illustrationen beigegeben.

Dskar Farnet.

Der Vater des Glaubens.

Die vorliegende, aus der Tiefe geschöpfte und leicht verständliche Schrift — offenbar handelt es sich um Predigten, die in einer Landgemeinde gehalten worden sind — zeichnet das Lebensbild Abrahams mit Sorgfalt der Heiligen Schrift nach²⁾. Der Prediger befolgt die neuere Methode, sein Wort hauptsächlich Bibelauslegung sein und die Anwendung auf den Zuhörer in den Hintergrund treten zu lassen. Ohne Zweifel verdient sie weit den Vorzug vor einer früheren Weise, wo der Text nicht viel anderes als mehr oder weniger gut ausgesuchtes Motto war und der Redner um so besser Gelegenheit fand, den Reichtum seiner eigenen Gedanken glänzen zu lassen. Immerhin gilt es, sich auch vor der entgegengesetzten Gefahr zu hüten und die Anliegen des Hörers oder Lesers zu sehr zurückstellen.

Der Verfasser hat, Licht und Schatten richtig verteilend, das Bild Abrahams richtig gezeichnet und mit Recht auf seine Berufung das Hauptgewicht gelegt. Da könnte man sich fragen, ob man sich ihn, bevor Gottes Ruf an ihn erging, wirklich als reinen Heiden vorzustellen habe. Mit wiederholten Hinweisen auf das Neue Testament erinnert Künzli an die Arbeit Wilhelm Bishers, das Christuszeugnis im Alten Testament aufzuzeigen. Wir haben hier das Büchlein eines begabten Predigers vor uns, der, in der Stille weiter reisend, der Kirche wertvolle Dienste leisten kann.

Arnold Zimmermann.

Neue Bücher zur Landes- und Volkskunde der Schweiz.

Am erster Stelle verdient genannt zu werden die „Landeskunde der Schweiz“ von Walter Leemann (Verlag Eugen Rentsch, Erlenbach-Zürich), ein allgemeinverständliches Handbuch, das knapp, aber wissenschaftlich zuverlässig, jedes Schulschmädelein vermeidend, eine Fülle von Stoff bietet. Nach einer gedrängten, aber alles Wesentliche erörternden Einführung über Lage, Grenzen, Kartenwerke und Reliefs behandelt ein erster Abschnitt die Bodengestalt, ein Kapitel, das bei der großartigen Mannigfaltigkeit, die unser Land in dieser Hinsicht auszeichnet, auf lebhaftes Interesse stoßen muß und hier ganz zu seinem Rechte kommt. Den Text veranschaulichen zahlreiche zwar nicht große, doch äußerst charakteristische und scharfe Lichtbilder, neben aufschlußreichen Kartenskizzen und Zeichnungen, sodaß auch der Nichtfachmann hier einen klaren Einblick in die Entstehung der Bodenformen unserer Landschaften gewinnt. Nicht weniger fesselt der Abschnitt über unsere Gewässer. In einem Kapitel über die Pflanzendecke kommt der Naturfreund auf seine Rechnung, in demjenigen über Bodenschätze und Landwirtschaft der mehr wirtschaftlich Interessierte. Selbstverständlich, daß auch unsere Siedelungen, Industrie und Verkehr aufmerksame Behandlung erfahren. Kurz, das mit gediegenem Anschauungsmaterial versehene, vielseitige Werk wird in Schule und Haus gute Dienste tun und schon jeder kleinern Bibliothek wohl anstehen.

Ein reizvolles Gegenstück, eine Ergänzung zu Leemanns Buch bietet die „landeskundliche Anthologie“, die Emil Egli unter dem Titel „Erlebte Landschaft“ (Verlag A.G. Gebr. Leemann & Co., Zürich) herausgegeben hat. Es ist eigentlich merkwürdig, daß man diesen interessanten Versuch einer Blütenlese von Darstellungen unserer Landschaft in Forschung und dichterischer Beschreibung nicht schon früher gemacht hat. Denn gerade die Sammlung Egli zeigt, wie reich und vieltönig und wie bedeutsam diese Literaturgattung bei uns vertreten ist. Das Verdienst des Anthologisten liegt aber nicht nur in der Buchidee, sondern auch in der Beherrschung eines weitreichenden Materials, aus dem er scharfsichtig und mit sicherem Gefühl auch für die Kunst der Gestaltung musterhafte und überaus kennzeichnende Texte

²⁾ Edwin Künzli: Der Vater des Glaubens. Eine Auslegung der biblischen Abrahamsgeschichte für die Gemeinde. Verlag Heinrich Majer, Basel 1943.

gewählt hat. Nahezu fünf Jahrhunderte geistvoller Erdbetrachtung und tiefsinnigen Heimaterlebens sprechen da zu uns. Die schöne Anthologie erfüllt uns mit Stolz. Welches andere Land mag sich einer solchen Schau erfreuen und rühmen?

Ein großformatiges Bilderbuch mehr im eigentlichen Sinne des Wortes ist die „Buchgabe der bäuerlichen Schweiz“, „**Ewige Heimat**“ betitelt. Diese Überschrift hat bekanntlich im voraus Anfechtung erfahren. Wir wollen sie gelten lassen, denn in volkswirtschaftlicher Hinsicht ist sie doch berechtigt, wie uns heute mehr als je zum Bewußtsein kommt. Das Prachtwerk, zu Lob und Preis unserer Bauernschaft und ihrer Arbeit von **Eugen Wyler** unter Mitwirkung namhafter Volkswirtschaftler zusammengestellt, wendet sich wohl vor allem an die Landbevölkerung, dürfte und sollte aber auch in der Stadt Eingang finden, wo Verständnis für den Nährstand vorhanden ist. Huggenberger, Gfeller, Grunder, Reinhart, Zahn und Balmer, die kundigen Schilderer des Bauernlebens, sind mit Beiträgen vertreten, und der Konservator des Kunstmuseums Luzern hat das im **Verlag Ewige Heimat, Zürich**, erschienene Buch mit Nachbildungen von Gemälden und Zeichnungen überreich ausgestattet (wobei eine gewisse innere Armut der berücksichtigten neuen Malerei befremdlich auffällt).

Als Professor Eduard Hoffmann-Krayer in Basel zu Ende der Neunzigerjahre ein Schweizerisches Archiv für Volkskunde herauszugeben begann, fand er nur schwachen Widerhall im Lande herum. Die guten Zeiten, kosmopolitischen Gedankengängen hold, waren der Vertiefung und der wissenschaftlichen Erforschung des angestammten Volkstums abgeneigt. Darum blieb auch sein Werklein „**Feste und Bräuche des Schweizervolkes**“, für das der Aarauer H. Herzog eine tüchtige Vorarbeit geleistet hatte, lange wenig bekannt. Erst in unsern Tagen der nationalen Selbstbesinnung konnte eine neue Ausgabe (im **Atlantis-Verlag, Zürich**) erscheinen. Sie ist von Dr. **Paul Geiger**, dem besten Kenner schweizerischen Brauchtums, besorgt worden. Wie weitsichtig er dessen Bedeutung für das Volksganze verstanden wissen will, mag der Schlußsatz seines Vorwortes dartun: „Den Hauptzweck der volkswissenschaftlichen Arbeit aber sehen wir nicht etwa in einem äußerlichen Wiederbeleben alter Formen, sondern in einer Wiederbelebung des Geistes, der aus dem guten schweizerischen Volksbrauch zu uns spricht“. Dem vielseitig vor uns ausgebreiteten Stoff ist eine umfassende Bibliographie über die gesamte schweizerische Volkskunde angehängt. Aberdies vervollständigt ein ausführliches Register das inhaltreiche kleine Handbuch.

Ein anziehendes Sondergebiet behandelt der 3. Band der von der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde herausgegebenen Reihe „Volkstum der Schweiz“, „**Volkskunst am Berner Bauernhaus**“ von **Chr. Rubi (Verlag Helbing & Lichtenhahn, Basel)**. Er führt uns kreuz und quer durchs Bernerland, unser Augenmerk auf Haus- und Speicherbau in seiner künstlerischen Ausgestaltung lenkend. Es ist ein genußreiches Wandern mit dem kundigen Cicerone seiner Heimat, dem kein hübsches Ornament an Holzwerk, Fenstern und Mauerwänden entgeht. Die prächtigen photographischen Tafeln und trefflichen Zeichnungen, die dem Bändchen beigegeben sind, machen dessen Studium zur lustvollen und blickbildenden Augenweide.

Einen noch enger beschränkten Bezirk der Volkskunst stellt das Bilderwerk „**Tirggel**“ dar, das **Gotthard Schuh** im **Verlag Amstutz & Herdeg, Zürich**, herausgab. In gepflegten Photogravüren von stattlichem Format, für die leibhaftige gebackene Tirggel als Vorlagen gedient haben, wird eine Zeit heraufbeschworen, welche noch keine Einschränkung des Mehlverbrauchs kannte und in köstlichem Backwerk von halber Meterlänge schwelgen durfte. Daß dieses zudem in ziervollen oder auch humoristischen Gestaltungen einer schaffensfreudigen Volkskunst dargeboten wurde, macht es erwähnens- und behaltenswert. Man ist bei erstaunt über die Phantasie, sowie über die Fülle des Formen- und Ideenreichtums dieses leider verschwundenen Kunsthandwerks der Tirggelbäcker und dem Verlag dankbar, daß er uns dessen Erzeugnisse wenigstens mit dem Auge platonisch zu genießen Gelegenheit gibt. „Ein Miniaturbilderbuch“ aus vier Jahrhunderten wird da vor uns aufgeschlagen, dessen kulturhistorische Bedeutung die lesenswerte Einführung von Edwin Arnet erläutert.

Ein interessantes Stück Volkskunde spiegelt das drucktechnisch höchst geschmackvoll ausgestattete Büchlein „**Die Kunkel-Evangelien**“, ein belgisches Volksbuch aus dem 15. Jahrhundert, aus dem Französischen übersetzt und mit einem Nachwort versehen von **Walter Widmer (Verlag Albert Züst, Bern)**. Dieses Dokument mit-

telalterlichen Volksaberglaubens in kunstvoller literarischer Einkleidung ist für den Volkloristen sicherlich kennenswert, weiteren Kreisen aber wohl schwer verständlich. Übrigens ließe sich aus unserm Lande mit Leichtigkeit eine ebenso fesselnde Darstellung des volkstümlichen Aberglaubens zusammentragen. Eine solche würde dann freilich der lajziven Einschiel und des für unsere Begriffe unnötig blasphemischen Titels („Evangelien“) entbehren.

Aufmerksamer Pflege erfreute sich bei uns von jeher die literarische Volksüberlieferung in Sage, Märchen und Volkslied. Wenn dabei in der deutschen Schweiz das Märchen auffallend weniger zur Geltung kam als die Sage, so erklärt sich das leicht schon aus dem Einfluß der überragenden Muster Sammlung der Brüder Grimm, die auch diesseits der Rheins bald allgemeine Anerkennung und Verbreitung fand. Ein guter Teil ihres Stoffes ist in das Gebiet der andern Landessprachen eingedrungen und wird heute auf Italienisch oder Romanisch weiter erzählt und zerzählt. Als es dann Sutermeister 1868 unternahm, eine schweizerische Lese von „Kinder- und Hausmärchen“ zusammenzustellen, gab er ihr durch die Aufnahme zahlreicher Mundarttexte glücklich eine heimatliche Note, entging aber trotzdem der bei uns naheliegenden Versuchung nicht ganz, ausgesprochene Sagenmotive, die an bestimmte Orte geknüpft sind, zu Märchen umzuformen.

Dieser Neigung hat **C. Englert-Faye** in seiner Sammlung **„Das Schweizer Märchenbuch“** (Verlag Helbing & Lichtenhahn, Basel) noch rückhaltloser nachgegeben. Aber mit einer solchen Grenzverwischung ist weder der Sage noch dem Märchen noch auch den jungen oder alten Lesern gedient, die in einem Märchenbuch nicht die altbekannten Sagen wiederfinden wollen (wie etwa die von der Schlüsseljungfrau). Englert hat gut daran getan, auf Sutermeister zurückzugreifen und eine ganze Anzahl von dessen Mundartstücken zu übernehmen. Andere hübsche Funde bringt er aus der Süd- und Südostschweiz bei, nur versagt er öfter in der sprachlichen Formung. Wer den meisterlichen Märchenerzähler Wilhelm Grimm zu lesen versteht, dem wird klar, daß nur ein überlegener Gestalter den echten, goldenen Märchentönen zum Erklingen bringt. Mit der ausgiebigen Einflechtung von mundartlichen Wendungen und Kraftausdrücken ist es nicht getan. Wer uns „Das Schweizer Märchenbuch“ im Auftrage der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde geben wollte, mußte sich höchster Verantwortung bewußt sein. Das doppelspurige Quellenverzeichnis am Schlusse mutet seltsam an.

Auch in den **„Volks- und Kindermärchen aus der Schweiz“** von **Lydia Braunwalder** (Verlag Hans Feuz, Bern) ist Sutermeister stark vertreten, aber unbegreiflicherweise in die Schriftsprache übertragen. Die Geschichten sind ungleich an Gewicht. Neben Volksstücken stehen Kunstmärchen, unter denen sich einige sinnige und erzieherisch wertvolle finden, aber auch ausgemachte Sagen (wie „Der Küfer von Luzern“) und derbe, unkindliche Schwänke (wie „Das Bäuerlein“). Die Zeichnungen streben nach Originalität, tun jedoch mit dem aufdringlichen Rot ein Zuviel an Farbenwirkung.

Es ist bei uns gute Überlieferung, ab und zu über den Grenzzaun zu gucken, nicht zum Nachteil unseres eigenen Dichtens und Trachtens, sofern es aus innerer Notwendigkeit erwächst. Gerade die wissenschaftliche Volkskunde hat ja gezeigt, daß unsre Überlieferung nicht so ganz allein in der Welt dasteht, wie wir manchmal glauben möchten. Wie fesselnd und lehrreich ist es, sich in die **„Märchen aus Iran“** (Verlag Eugen Diederichs, Jena), die **Arthur Christensen** aus dem Persischen übertragen hat, zu vertiefen! Seine literarhistorische Einleitung eröffnet uns den Blick in weite Horizonte, und doch sind diese Volksmärchen, so bestrickend sie morgenländische Verhältnisse wieder spiegeln, dem wundergläubigen, wechselreiches Geschehen suchenden Geiste unserer Geschichten merkwürdig verwandt. Der oft kunstvolle erzählerische Aufbau dieser Ostlandmärchen könnte unserm gleichgerichteten Streben Vorbild sein.

Weit in den Norden lenken unsern Blick die altfinnischen Volks- und Heldenlieder, die Professor **Karl Meuli**, der Obmann der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde, unter dem Titel **„Kalewala“** bei **Schwabe** in **Basel** herausgegeben hat. Das geist- und gehaltvolle Vorwort macht uns mit der seltenen Einfühlungsgabe eines berufenen Interpreten das Aufhorchen auf den Urklang dieser epischen Lieder leicht, die in kluger Auswahl geboten werden. Literaturverzeichnis und Anmerkungen gewährleisten außerdem wissenschaftliche Zuverlässigkeit. Dem würdigen Inhalt entspricht die vornehme Ausstattung des Bändchens.

Auch dem Vorzugsgebiet unserer volkstümlichen Überlieferung, der Sage, sind wieder mehrere Neuerscheinungen der letzten Jahre gewidmet. **C. Englert-Fage** läßt den alten Ruhm der Schweiz, die Alpler Sage, in einem stattlichen Sammelwerk aufleben. („**Alpensagen und Sennengeschichten aus der Schweiz**“, **Atlantisverlag Zürich**). Nach Bernaleken, der lange Jahre in der Schweiz gewirkt und gesammelt und hier auch die Anregung zu seinem trefflichen Bändchen „Alpensagen“ empfangen, hat erst H. Herzog in seinen Schweizer Sagen diesem Zweig unserer Überlieferung wieder eine besondere Zusammenstellung gewidmet. Unter den wohl 100 Geschichten Englerts begegnet man freilich gar mancher aus verbreiteten Auswahlen bekannten, übrigens auch unzweifelhaften Märchenmotiven, öfter sodann auch Erzählungen, die in den Alpentälern wohl umgegangen sind, von der herben Luft des Hochgebirges jedoch keinen Hauch spüren lassen. Bergluft aber soll uns aus einem Alpenjagenbuch anwehen und der würzige Ruch der Gipfelweiden, auch in der Sprache. Es gereicht darum der Sammlung nur zum Vorteil, daß sie einige Mundartstücke aufgenommen. Es dürften deren mehr sein und ein genauer Quellenachweis nicht fehlen. Schade, daß der weichlinige Buchschmuck sich den Vorwürfen nicht gewachsen zeigt!

Wie gefällig und sinnvoll ist dagegen der schöne Band bebildert, in dem Dr. **G. Schmid** Ausschnitte aus Geschichte und Sage der Grafschaft Grejherz bietet! „**Unter dem Banner des Kranichs**“ ist er betitelt (**Schwyzlerlüt-Verlag, Oberdießbach**). Ein rechtes Heimatbuch, in dem gut gewählte Ausschnitte aus Geschichte, Volksüberlieferung und Volkssprache zusammen mit zahlreichen Illustrationen ein ansehnliches Bild des schönen Hochlands und seiner Geschichte erstehen lassen.

Anspruchsvoller, schon durch ihr Folioformat, geben sich „**Die Luzerner Sagen**“, die **Kuno Müller** aus den schriftlichen Quellen gesammelt und nacherzählt hat (**Buchdruckerei Keller & Co., Luzern**). Sie konnten sich auf berühmte Vorarbeiten stützen, vor allem auf Büttolfs, dessen klassisches Sagenwerk einen unveränderten Neudruck verdient hätte. Außerdem ist eine Menge von Material in Chroniken, Kalendern und heimatkundlichen Schriften niedergelegt. Dies alles hat der Herausgeber mit großer Gründlichkeit vereinigt und in Sachgruppen geordnet, auch einiges aus mündlicher Überlieferung beigelegt. Man vermißt dabei Proben der Volkssprache. Die umfassende Sammlung machen aufs genaueste gearbeitete Quellenangaben und Verzeichnisse noch besonders leicht zugänglich. Die großformatigen Rasterzeichnungen kann man nicht anders als mit dem Prädikat „abstoßend“ belegen.

Das Emmental ist überraschenderweise nicht reich an Sagen. Mit „spärlichen Mußestunden“ läßt sich diese Tatsache nicht erklären. Muße gewährt die harte Arbeit den Bergbauern auch anderswo wenig. Die schönsten Emmentaler Sagengeschichten sind aus Gotthelfs Werk bekannt. Was sich aus andern Quellen, auch mündlichen, beibringen ließ, hat nun **Hermann Wahlen** in einem hübschen Bändchen „**Emmentaler Sagen**“ (**A. Franke, Bern**) gesammelt und bearbeitet. Leider bietet er keine Mundartproben. Der Buchschmuck von Willi Bärtzchi weckt Sagenstimmung.

Ein musterhaftes Sagenwerk legt uns soeben **Melchior Sooder** mit seinen lange erwarteten „**Zelleni us em Haslital**“ vor (**Verlag Helbing & Lichtenhahn, Basel**). Darin breitet er das gesamte Erzählgut einer Talschaft, das er selber in jahrelanger, fachkundiger Forschertätigkeit aus dem Volksmunde geschöpft, als einen kostbaren Schatz vor uns aus. Denn er hat den reinen Wortlaut seiner Aufnahmen sorglich bewahrt und so auch ein Sprachdenkmal seiner Heimat aufgebaut, für das ihm nicht allein die Volkskundler, sondern auch die Hüter unseres Idiotikons Dank wissen werden. Wie die Einheitlichkeit der Mundart ein Vorzug der Sammlung ist, so muß auch die klare, knappe Schriftsprache der Erläuterungen gerühmt werden, welche die Sagen und Schwänke verbindet. Ausführliche Worterklärungen ebnet uns übrigen Alemannen den Zugang zu dem nicht immer leichten Haslideutsch. So reicht uns M. Sooder, dessen „Sagen aus Rohrbach“ schon eine trotz ihres schlichten Auftretens bedeutende Sagenquelle darstellten, in dem schmucken Band seiner neuen „Zelleni“ einen ungetrübten Spiegel kernigen bäuerlichen Volkstums, an dem er selber lehrend und forschend Anteil hat.

U r n o l d B ü c h l i .

Die große Flut.

Im zehnten Kapitel dieses mächtigen Romans¹⁾, der schon äußerlich zu den gewichtigsten Publikationen des Morgarten-Verlages gehört, steht ein Gespräch über die Emigranten. Darin vertritt die selbstlose Mutter der rassistigen Schönheit, in die sich die Leserschaft nicht nur wegen ihrer äußeren Vorzüge verlieben wird, mit Festigkeit die Ansicht, daß ohne Glauben und ohne Sitte, ohne Fleiß und ohne brüderliche Liebe der Mensch nichts sei. Dann fährt die schon dem Tod Geweihte fort: „Es ist merkwürdig: gerade wie das Schlechte ansteckend ist, so auch das Gute; deshalb meine ich immer, man sollte in aller Stille ein Vorbild sein . . . vielleicht sind wir nur dazu in der Welt.“

Es hieße die Mission dieses buchstäblich mit Tränen komponierten Werkes oberflächlich verkennen, wenn man in ihm nur das wechselvolle Geschick einer Dame der Gesellschaft gespiegelt fände. Es will weit mehr — nämlich den vom Kriegsgeschick gnädig verschonten Teil der Menschheit mit der glühenden Kraft des mitleidenden Herzens, das über der Historie den apokalyptischen Vorgängen der Gegenwart den Zugang nicht verschließt, ein hinreißendes Beispiel geben, um die Not der Mitwelt zu verstehen und sie hilfsbereit zu lindern. Dem schönggeistigen Ästhetentum setzt Mary Lavater mit Kraft die Realität der edeln Tat entgegen. Wenn sie dazu gerade die Bevölkerung ihrer Vaterstadt Hamburg, die inzwischen bis ins tiefste Mark von der Bestialität der neuen Weltkriegsmethoden getroffen wurde, bestimmt hat, so geschah es im Wissen, daß in ihm der Lebensdrang und die unbändige Freiheitsliebe immer wieder besonders vital hervorbrechen. Ihr vom Sommer 1775 bis Ende Mai 1814 reichender, auch durch intime Szenen bestrickender Monumentalroman schildert, wie die Tyrannis der napoleonischen Gewaltherrschaft, die Hamburg mit Handelskrisen, Blockaden und Kontinentalsperren, mit Bombardements und Besetzung, mit Hungernöten, Arbeitslosigkeit, Uneinigkeit in der eigenen Bürgererschaft und revolutionären Stürmen bedrohte, die edelsten Säfte des Volkes weckte und es das Schwere würdig ertragen ließ. Die große Flut, die zu Beginn des Buches durch Deichbruch mit dem gierigen Element des Wassers an der Existenz der eben zur Blüte gelangenden Hansestadt nagt, verwandelt sich später in die noch gefährlichere Flut raubgieriger Menschen, die — durch Menschlichkeit besiegt — im friedenbeglänzten Finale schließlich ihr Werk der Zerstörung aufgibt.

„Die große Flut“ sprüht voll Analogien zur heutigen Zeit. Aber die Dichterin hat sich die Aktualität nicht billig gemacht. Als gewissenhafte Geschichts- und Charakterrekonstrukteurin, der wir einige meisterliche Biographien verdanken, hat sie ihren Roman mit handwerklicher Solidität fundamentiert. Seine kulturhistorischen Details und das reizvolle Wechselspiel von Lokal- und Weltgeschichte machen ihn auch dort spannend, wo man das Buch sprachlich und kompositionell noch nicht ganz ausgewogen finden mag. Dies trifft vor allem für das einleitende Kapitel zu. In keinem anderen Werk hat sich Mary Lavater so persönlich und atmosphärisch beheimatet zeigen können wie in diesem Roman, der voll Zärtlichkeit für das alte Hamburg des 18. und 19. Jahrhunderts ist — auch voll Zärtlichkeit für die darin modellierten Figuren, unter denen man un schwer Typen aus ihrer eigenen Verwandtschaft finden wird. Die quirilige Charaktergestalt des Matthias Tweenstrong und die prinzipienfeste seines hugenottischen Schwiegervaters Mr. de Malherbe zehren beispielsweise von diesem geistigen Erbe. Brillant hat es die Dichterin verstanden, der Zentralgestalt Charlotte Tweenstrong, die sich aus einer oberflächlichen, verwöhnten Beauté durch spartanische Selbsterziehung zu einer todesmutigen Heldin entwickelt, Charakteranlagen aus beiden Sippen zu geben. Diese mit Leidenschaftlichkeit und Wärme durch Hunderte von Episoden wundervoll beleuchtete Repräsentantin fraulicher Liebe wird in der deutschen Romanliteratur fortleben als ein Beispiel, wie die beste Saat oft erst unter finsternem Himmel aufgeht.

Für die kulturhistorischen Details aus dem alten Hamburg hat die Verfasserin die dreibändigen Memoiren „Stilleben in bewegter Zeit“ benützt, die ihre Urgroßtante — Eliza Wille — im Jahr 1878 die Öffentlichkeit übergab.

Carl Seelig.

¹⁾ Mary Lavater-Roman: „Die große Flut“. Morgartenverlag, Zürich 1943.

Schweizerisches Strafrecht.

Im Jahre 1926 veröffentlichte Prof. Dr. E. Hafner den „Allgemeinen Teil“ eines Lehrbuches des Schweizerischen Strafrechts, indem er im Vorwort erklärte, trotz des Reichthums der kantonalen Verschiedenheiten bestehen in vielen strafrechtlichen Grundfragen übereinstimmende Anschauungen, woran Praxis, Gesetzgebung und Wissenschaft der letzten Jahrzehnte im gleichen Maße ihr Verdienst haben. Dieses Lehrbuch hat mit Recht großes Ansehen erlangt. Die Bearbeitung des „Besonderen Theils“ behielt er sich für die Zeit der erreichten Rechtseinheit vor. Im Jahre 1937, unmittelbar vor der Schlußabstimmung über das eidgenössische Strafgesetzbuch in der Bundesversammlung, ließ er die erste Hälfte des „Besonderen Theiles“ folgen, welche die Delikte gegen Leib und Leben, gegen die Freiheit, gegen das Geschlechtsleben, gegen die Ehre und gegen das Vermögen umfaßt. Er stellte den Text des kommenden Gesetzes in den Vordergrund, berücksichtigte aber auch das bisherige eidg. Recht und die kantonalen Rechte unter Darstellung der umfangreichen schweizerischen Literatur und Rechtsprechung, die zeigen soll, wie sich die alten Rechte in der Anwendung bewährt oder nicht bewährt haben. Er gelangte dabei zur Überzeugung, daß das neue Recht, das mit einem vermehrten Zentralismus und einer Entwicklung zum Einheitsstaate nichts zu tun habe, bessere Lösungen bringe.

Vor kurzem ist der Abschluß des ganzen Werkes, die zweite Hälfte des „Besonderen Theiles“ erschienen, in der die alten Gesetze wiederum mit dem neuen Rechte zur Vergleichung herangezogen sind, um die Kontinuität der Rechtsentwicklung zu wahren¹⁾. Im Vorwort erklärt der Verfasser, es werde eine geraume Zeit dauern, bis die schweizerischen Richter sich alle Unterschiede zwischen dem alten und dem neuen Recht zu eigen gemacht haben — das Doppelsystem der Strafen und der sichernden und fürsorglichen Maßnahmen, die fast völlige Ausschaltung der Erfolgshaftung, den weitgehenden Verzicht auf die casuistische Ausgestaltung der Deliktstatbestände und das dem Richter in weitem Umfange anheimgelassene freie Ermessen. Diese zweite Hälfte, mit Einschluß eines ausführlichen Sachverzeichnisses für den „Besonderen Teil“, die Seiten 413—887 umfassend, behandelt die Delikte gegen das Institut der Ehe und gegen die Familie, gegen den öffentlichen Frieden, die gemeingefährlichen Delikte, die Fälschungen, die Delikte gegen den Staat, die staatliche Organisation und Ordnung.

Der Abschluß des ganzen Werkes ist für die Wissenschaft und Praxis des schweizerischen Strafrechts von größter Wichtigkeit. Es stellt sich ähnlichen Bearbeitungen des Strafrechts der großen Nachbarstaaten (für den nördlichen sind diejenigen aus der Zeit vor 1933 verstanden) als zum mindesten ebenbürtig an die Seite. Es zeichnet sich vor ihnen durch eine umfassende Berücksichtigung der früheren Gesetzgebung aus und wird auch gerade dadurch der verständnisvollen Anwendung des neuen Rechtes dienen. Es ist nicht möglich und auch nicht angebracht, in einer knappen Anzeige auf Einzelheiten des Inhaltes des neuesten Bandes einzutreten. Sie könnten im allgemeinen auch nur das Interesse des Juristen beanspruchen. Es müssen wenige Bemerkungen genügen, um die Gesamthaltung des Werkes zu kennzeichnen. In dieser Hinsicht verdienen die lebendige, einfache, auch für den Laienrichter verständliche Sprache, die jedes gelehrte Wichtigsein, womit oft ähnliche Werke zu ihrem Nachteil belastet sind, vermeidet, der klare, logische Aufbau in der Kommentierung der Gesetzesvorschriften, die freiheitliche schweizerische Haltung und die humane Gesinnung hervorgehoben zu werden. Darin, daß auch die Kritik am neuen Recht nicht fehlt und daß falsche Auffassungen gelegentlich mit einem trüben Ausdruck abgetan werden, liegen weitere Vorzüge des Buches. Als Proben zu dessen Charakterisierung mögen einige Zitate gestattet sein: — „Daß die Blutschande in starkem Ausmaße ein Armlutedelikt ist, das häufig durch schlechte Wohnverhältnisse bedingt wird, ist eine schmerzliche Tatsache“ (S. 427). — „Die gelegentlich erörterte Streitfrage, ob *immissio seminis* zum Delikt des Art. 214 gehöre, mutet merkwürdig an“ (S. 422). — „Der bisher gemachte Unterschied, je nachdem es sich um Fälschungen mit Fahrkarten der Staats- oder einer Privatbahn

¹⁾ Ernst Hafner: Schweizerisches Strafrecht. Besonderer Teil, 2. Hälfte. Springer, Berlin 1943.

handelt, der eine juristische Groteske ist, wird damit beschworen“ (S. 598). — „Die gelegentlich auch in der schweizerischen Literatur erfolgende Kennzeichnung des Staatsdeliktes als *crimen laesae maiestatis* ist gedankenlos“ (S. 623). — „Es bleibt immer bei dem in Art. 10 II des Auslieferungsgesetzes verkündeten Grundsatz der Fallentscheidung nach freiem Ermessen. Das ist auch gut so. Beim Wandel der politischen Verhältnisse und Anschauungen muß vor allem im internationalen Auslieferungsrecht ein gewisses Maß von Entscheidungsfreiheit gewahrt und die dogmatische Unsicherheit des Begriffs des politischen Deliktes in Kauf genommen werden“ (S. 633). — „Auch aus Art. 44/45 der Bundesverfassung läßt sich keine überzeugende, den Tatbestand des Verweijungsbruchs einschränkende Lösung gewinnen. Im übrigen gebieten Vernunft und Menschlichkeit, in bestimmten Fällen bei der Erteilung des „freien Geleites“, einer behördlichen Erlaubnis zu vorübergehendem Aufenthalt auf verbotenem Gebiet, nicht kleinlich zu sein“ (S. 744). — „Strafbar soll nach Art. 295 I sein, wer das Verbot „übertritt“, nach dem Text von Art. 56 I: Wer Wirtschaftsräume besucht, in denen Alkohol verabreicht wird; das ist, allen guten Absichten des Geheßgebers zum Trotz, pure Unvernunft“ (S. 749). — „Wäre es anders, so müßten auch ein „Trinkgeld“ an einen untergeordneten Beamten oder z. B. die vielfach übliche Neujahrsgabe an einen Postbeamten zu einer Bestrafung führen. Dem steht die Sitte entgegen“ (S. 761). — „Praktisch mag es sich dahin auswirken, daß nicht jedes törichte Geschimpfe gegenüber dem Ausland und Ausländern erfaßt werden soll“ (S. 767). — „Der Art. 297, der Tatbestand Beleidigung von Delegierten und Organen des Völkerbundes ist wohl heute toter Buchstabe“ (S. 770). — „Art. 29 des Zürcher Einfuhrsgesetzes zum Strafgesetzbuch kommt auf eine Sabotage des eidg. Gesetzes hinaus“ (S. 800). — „Über die Strafwürdigkeit des mittelbaren Täters (bei Amts- und Berufsdelikten) dürfen keine Zweifel bestehen. An dogmatischen Bedenken sollte die Strafbarkeit nicht scheitern“ (S. 823). — „Über die *praevaricatio*, das Doppeltdienen der Rechtsanwältte, enthält das Gesetz keine Bestimmungen“ (S. 827). — „Es gibt kaum einen Tatbestand in den Strafgesetzbüchern, der eine so verschiedene Gestaltung erfahren hat, wie der in vielen Varianten schillernde Amtsmißbrauch“ (S. 831). — „Auch Fälle von einer gewissen Harmlosigkeit, ein Gefälligkeitszeugnis, um einem Kind bei der Schulbehörde einen Freitag zu erwirken, sind strafbar. Die Wahrheit soll auch hier über alles gehen“ (S. 843). — „Man darf nicht verschweigen, daß auch sehr geringfügige Fälle den Tatbestand (der Verletzung des Amtsgeheimnisses) erfüllen können, und daß viele Menschen ihr Mitteilungsbedürfnis — um nicht von Schwachhaftigkeit zu reden — nicht immer zu zügeln verstehen... Bei Art. 320 empfiehlt sich nach dem Satz *minima non curat praetor* eine gewisse Zurückhaltung“ (S. 850). — „Strafrechtliche Verurteilungen wegen Verletzung des Berufsgeheimnisses sind selten. Sie stehen im umgekehrten Verhältnis zu der umfangreichen Literatur“ (S. 851). — „Im Grunde ist eine befriedigende abschließende strafrechtliche Lösung des Problems (Art. 321) gar nicht möglich“ (S. 855).

Eugen Curti.

Wirtschaftliche Probleme.

Sully und unsere Zeit.

Die kleine Schrift ist besonders reizvoll, weil Gegenwartsprobleme an Hand der Wiederaufbauarbeit des Herzogs von Sully unter König Henri IV. in den Jahren 1593—1610 drastisch vor Augen geführt werden¹⁾. Der kluge, integre Minister Sully hat unter weit ungünstigeren Verhältnissen Schwierigkeiten gemeistert, die teilweise in der Nachkriegszeit auch in unserm Lande überwunden werden müssen. „Prinzipien, über die wir heute zufolge weitverbreiteter irrtümlicher Ansichten zu diskutieren genötigt sind, hat Sully schon vor 350 Jahren mit Selbstverständlichkeit und natürlichem Instinkt seiner Wirtschaftspolitik in erfolgreicher Weise zugrunde gelegt. Sully äußerte sich über die Gefahren eines aufgeblähten Verwaltungsapparates mit den Worten: „... sachant par expérience qu'il n'y a rien qui témoigne la décadence prochaine d'un état que l'effrénée multiplicité d'officiers“.

¹⁾ Dr. René Baschy: Das Wiederaufbauwerk von Sully und unsere Zeit. Eigenverlag der Privatbank und Verwaltungsgesellschaft, Zürich 1943.

Steuerreform.

Mit dem Wechsel im Eidg. Finanz- und Zolldepartement, der durch den Rücktritt von Bundesrat Wetter verursacht wird, treten die Fragen der Bundesfinanzen und der Steuerreform unter einem neuen Gesichtspunkt in den Vordergrund. In diesem Zusammenhang kommt der kleinen Aufklärungsschrift „Justice fiscale, réforme financière fédérale et impôt à la source“²⁾ ganz besondere Bedeutung zu. Aus der Sorge um die Erhaltung der politischen und sozialen Struktur unseres Landes wird ein Kampf geführt gegen die Ungleichheit in der Behandlung der Steuerpflichtigen, gegen die ungebührlich hohe Steuerbelastung einzelner Vermögenskategorien und gegen die stets zunehmende Zentralisation auf dem Gebiete der öffentlichen Finanzen. In Bezug auf die Besteuerung an der Quelle wird geltend gemacht, daß sie die zu einem modernen Fiskalsystem gehörende Progression verunmögliche.

Kriegstransportversicherung.

Die Kriegstransportversicherung des Bundes füllt eine Lücke aus, die bei der gewöhnlichen Transportversicherung nach den Bedingungen des Schweizerischen Transportversicherungsvereins wegen des ausdrücklichen Ausschlusses der Kriegsgefahren besteht³⁾. In der knappen, aber durchaus klaren Übersicht werden das Verhältnis der Kriegstransportversicherung zu andern Versicherungen und zur Exportrisikogarantie des Bundes, die Entstehungsgeschichte und Organisation der Kriegstransportversicherung des Bundes, der Aufbau des Prämientarifs und die Prämienpolitik, die Schadenregulierung und einige Sonderfragen behandelt.

Die deutsche Arbeitsverfassung.

Im nationalsozialistischen Deutschland kommt der Arbeitsverfassung ganz besondere Bedeutung zu; sie ist ein besonders ausgeprägter Wirkungsbereich der völkischen Gesamtverfassung. Hauptträger der Arbeitsverfassung ist die Deutsche Arbeitsfront, deren Ziel die Bildung einer wirklichen Volks- und Leistungsgemeinschaft aller Deutschen ist. Die Stellung der Deutschen Arbeitsfront innerhalb der Arbeitsverfassung entspricht der grundsätzlichen Stellung der Partei in der Gesamtverfassung. Der nationalsozialistischen Arbeitslehre liegen unter anderm folgende Grundgedanken zugrunde: blutmäßig bestimmte sittliche Haltung, persönliche Treupflicht ausdrückende Einordnung in die Arbeitsverhältnisse, Anteilbarkeit von Arbeit und Persönlichkeit, Durchsetzung des die Pflicht zum Dienen betonenden preußischen Arbeits- und Pflichtgedankens, Erfüllung einer völkischen Dienstpflicht als Grundlage und Ausdruck der Ehre des Volksgenossen, Recht auf Arbeit. Da die Arbeit das Geld schafft, ist die Goldwährung durch die Arbeitswährung abgelöst worden. Die Gefolgschaft ist kein rechtlich selbständiger und handlungsfähiger Teil der Betriebsgemeinschaft, da in einer Gemeinschaft der Führer notwendig ist. Die Betriebsgemeinschaft ist Träger einer eigenen Ehre. Es ist Grundsatz, daß zur Durchsetzung der Arbeitspflicht erst die Mittel der besonderen erzieherischen Einwirkung und die betrieblichen Mittel erschöpft sein müssen, ehe der Staat mit Verwaltungs- und Sühnemitteln eingreift.

Das sind einige grundlegende Gedanken, die der Verfasser in seinem Buche einläßlich und übersichtlich bespricht⁴⁾. Besondere Kapitel sind dem Aufbau der Arbeitsverfassung und der Gestaltung der Arbeitsverhältnisse gewidmet. Die Veröffentlichung erklärt auch die durch die nationalsozialistische Arbeitsverfassung ent-

²⁾ Raymond Deonna: Justice fiscale, réforme financière fédérale et impôts à la source, édité par l'Association genevoise pour la défense des intérêts mobiliers, 1942.

³⁾ Dr. iur. Hans Herold: Die Kriegstransportversicherung des Bundes. Sonderabdruck aus der „Zeitschrift für schweizerische Statistik und Volkswirtschaft“, Heft 2, 1943.

⁴⁾ Wolfgang Siebert: Die Deutsche Arbeitsverfassung. Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg 1942.

standene Nomenklatur sowie die mannigfaltigen Beziehungen zwischen Arbeitsfront, Betriebsgemeinschaft, Partei und Staat.

Sam Streiff.

Bücher-Eingänge.

- Barfuß, Werner P.:** Immer wieder werden Gärten sein. Gedichte. Francke, Bern 1943. Fr. 4.80.
- Barth, Hans:** Fluten und Dämme. Der philosophische Gedanke in der Politik. Frey & Wasmuth, Zürich 1943. 328 Seiten, Fr. 14.50.
- Basler Jahrbuch 1944.** Helbing & Lichtenhahn, Basel 1944. 274 Seiten, Fr. 7.50.
- Bauer und Arbeiter.** 70 Photos von Paul Senn. Einleitung von Arnold Kübler. Büchergilde Gutenberg, Zürich 1943.
- Bohnenblust, Gottfried:** Vom Adel des Geistes. Gesammelte Reden. Morgarten-Verlag, Zürich 1943. 506 Seiten, Fr. 15.80.
- Brunner, Emil:** Gerechtigkeit. Eine Lehre von den Grundgesetzen der Gesellschaftsordnung. Zwingli-Verlag, Zürich 1943. 336 Seiten, Fr. 11.—
- Burckhardt, Jacob:** Die Kultur der Renaissance in Italien. Hallwag, Bern 1943. 610 Seiten und 32 Kunstdrucktafeln. Fr. 9.50.
- Claudel, Paul:** Die Stadt. Schwabe, Basel 1943. 141 Seiten, Fr. 3.50.
- Chevalier, Elisabeth:** Frau im Feuer. Roman. Steinberg-Verlag, Zürich 1943. 681 Seiten, Fr. 14.80.
- Chiang Kai-Shek:** Gefangen in Sian. Das Tagebuch des Marschalls und die Niederschriften seiner Gattin. Kientich, Erlensbach 1943. 128 Seiten, Fr. 6.50.
- Der schweizerische Großhandel in Geschichte und Gegenwart.** 2., neu durchgesehene Auflage. Selbstverlag der Delegation des Handels, Basel 1943. 184 Seiten.
- Füßli, Heinrich:** Aphorismen über die Kunst. Schwabe, Basel 1943. 74 Seiten, Fr. 5.50.
- Goethe, J. W.:** Reden. Schwabe, Basel 1943. 136 Seiten, Fr. 3.50.
- Herold, Hans:** Aktuelle Fragen des Kriegsgewinnsteuerrechts. Verlag für Recht und Gesellschaft, Basel 1943. 110 Seiten, Fr. 6.—
- Hesse, Hermann:** Das Glasperlenspiel. Band I und II. Frey & Wasmuth, Zürich 1943. 442 und 452 Seiten, zusammen Fr. 26.—
- Hoenn, Karl:** Ernst C. Schlatter. Eine Monographie. Morgarten-Verlag, Zürich 1943. 57 Seiten und 73 Tafeln, Fr. 15.80.
- Klee, Hans:** Der Beitrag der Kirchen zur Nachkriegsplanung. Polygraphischer Verlag, Zürich 1943. 15 Seiten.
- Koelner, Paul:** Die Basler Rheinschiffahrt vom Mittelalter bis zur Neuzeit. Helbing & Lichtenhahn, Basel 1944. 140 Seiten.
- Loosli, C. A.:** Aus Zeit und Leid. Gedichte. Dprecht, Zürich 1943. 88 Seiten, Fr. 5.—
- von Lyon, Jrenäus:** Geduld des Reisens. Schwabe, Basel 1943. 144 S., Fr. 3.75.
- Marbach, Fritz:** Vollbeschäftigung. Der andere Weg. Francke, Bern 1943. 74 Seiten, Fr. 3.20.
- von Mathey, Werner:** Russische Lyrik. Schwabe, Basel 1943. 104 Seiten, Fr. 3.25.
- Magig, Richard B.:** Der Dichter und die Zeitstimmung. Fehr'sche Buchhandlung, St. Gallen 1944. 52 Seiten, Fr. 3.75.
- von Moos, Herbert:** Das große Weltgeschehen. Lieferung 8, Band IV. Hallwag, Bern 1943. 40 Seiten.
- Rägeli, Ernst:** Der Schicksalshof. Roman. Loepthien, Meiringen 1943. 207 Seiten, Fr. 6.50.
- Robé, Marcel:** Woge des Herzens. Roman. Benziger, Einsiedeln 1943. 260 Seiten, Fr. 9.80.
- Ragaz, Leonhard:** Die Gleichnisse Jesu. Lang, Bern 1943. 336 Seiten, Fr. 7.80.
- Reiwalb, Paul:** Eroberung des Friedens. Europa-Verlag, Zürich 1944. 219 Seiten, Fr. 8.—
- Rieder, Ernst Konrad:** Schwalbenkarussell. Gedichte. Verlag der Berner Handpresse, Burgdorf 1943. 69 Seiten.
- Schmidt, Georg C. L.:** Haltung. Gedankengänge durch das öffentliche Leben. Schwabe, Basel 1944. 367 Seiten, Fr. 9.—

- Schüz, Hans:** Gedichte. Francke, Bern 1943. Fr. 3.80.
Singer, Samuel: Sprichwörter des Mittelalters. Bd. I: Von den Anfängen bis ins 12. Jahrhundert. Lang, Bern 1944. 200 Seiten, Fr. 12.—.
Steenken, Edouard H.: Nahe Erde. Gedichte. Drecht, Zürich 1943. 68 Seiten, Fr. 4.50.
Stoder, Karl: Räthelis Lied. Nr. 7 der Sammlung „Der Schlüsselbund“. Francke, Bern 1943. 47 Seiten, Fr. 1.80.
Trümphy, Hans: Ferien im Tessin. Tschudy, Glarus 1943. 40 Seiten.
Ueg, Karl: Hai ume. Gägewartstück für Tierfründe. Nr. 6 der Sammlung „Der Schlüsselbund“. Francke, Bern 1943. 44 Seiten, Fr. 1.80.
Undset, Sigrid: Wieder in die Zukunft. Drecht, Zürich 1943. 196 Seiten, Fr. 6.80.
Vinet, Alexandre: Mélanges théologiques et religieux. Pajot, Lausanne 1943. 463 Seiten.
Waldisberg, Katharina: Das ferne Land. Märchen. Francke, Bern 1943. 175 Seiten, Fr. 7.50.
Walser, Robert: Gedichte. Schwabe, Basel 1943. 64 Seiten, Fr. 3.50.
Zbinden, Hans: Albert Anker. Leben — Persönlichkeit — Werk. Haupt, Bern 1943. 32 Seiten Text und 39 Tafeln, Fr. 4.40.
Zweig, Stefan: Zeit und Welt. Gesammelte Aufsätze und Vorträge 1904—1940. Bermann-Fischer, Stockholm 1943. 401 Seiten.

Mitarbeiter dieses Hefes:

- Frau Dr. Elisabeth Brock-Sulzer,** Zürich 7, Detlisbergstr. 48.
Dr. Erich Brock, Zürich 7, Detlisbergstr. 48.
Arnold Büchli, Chur, Freieck.
Prof. Dr. Carl F. Burckhardt, Mitgl. d. Int. Komitees vom Roten Kreuz, Genf.
Dr. Eugen Curti, Zürich 7, Bächtoldstr. 4.
Pfr. Dr. Carl Damur, Hüttlingen.
Raymond Deonna, Genf, Rue Maurice 3.
Schwester Cecil Dietschi, Zürich 8, Südstr. 120.
Joachim Ernst, Sierne-Veyrier près Genève.
Pfr. Dr. Oskar Farner, Zürich 1, Zwingliplatz 4.
Arnold Künzli, cand. phil., Zürich 2, Waffenplatzstr. 48.
Regierungsrat Dr. Carl Ludwig, Basel.
Prof. Dr. E. v. Mandach, Habstetten bei Bolligen (Bern).
Privatdozent Peter Meyer, Zürich 7, Freiestr. 20.
Yvonne Moser, Zürich 10, Schubertstr. 15.
Prof. Dr. W. Muschg, Basel, Pfaffwangstr. 29.
Carl Seelig, Zürich 8, Mühlebachstr. 15.
Prof. Dr. Emil Staiger, Zürich 8, Bollikerstr. 217.
Dr. Sam Streiff, Lausanne, Avenue de l'Eglantine 14.
Prof. Dr. Otto Weiss, Zürich 6, Goldbauerstr. 37.
Dr. Marta Vogler, Schaffhausen, Kometstr. 15.
Inez Wiesinger-Maggi, Bern, Finkenhubelweg 14.
Pfarrer Arnold Zimmermann, Rüschnacht, Silbergrundstr. 8.

Verantwortliche Leitung: Dr. Jann von Sprecher, Zürich, Postfach Fraumünster, Tel. 4 46 26. Verlag und Verand: Zürich 2, Stoderstraße 64. Druck: A.-G. Gebr. Leemann & Co., Zürich 2, Stoderstraße 64. — Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist unter Quellenangabe gestattet. — Übersetzungsrechte vorbehalten.